

### 3 Feministische Interventionen

*Magdalena Baran-Szoltys und Christian Berger*

Feministische Interventionen: Frauen\*Volksbegehren 2.0 ..... 125

*Elisabeth Reitinger, Barbara Pichler und Katharina Heimerl*

Forschen mit Menschen im hohen Alter und mit Hilfebedarf:  
Solidarität und Verbundenheit ..... 131

*Elisabeth Koch und Rosemarie Schöffmann*

Feminist\*innen sein und werden. Herausforderungen  
eines Mit-Seins und Mit-Werdens als Praxis der feministischen  
Mädchen\*arbeit. Ein Bericht aus der Praxis ..... 137

*Heide Hammer und Utta Isop*

Wer braucht eine:n queere:n Chef:in? Ein Plädoyer für den Abbau  
formeller Hierarchien ..... 143

*Brigitte Theißl*

Solidarisieren, umverteilen: Antiklassistische Praxis im Feminismus:  
Angesichts multipler Krisen erfordert antiklassistische Politik radikale  
Solidarität – auch in feministischen Bewegungen ..... 151

### 4 Prekäre Allianzen

*Henrike Bloemen*

Alltagsverstand als ambivalente (Un)Möglichkeit feministischer  
Allianzbildung ..... 159

*Mareike Kajewski*

Emotionen und Gesellschaftskritik – Ein feministisch-  
phänomenologischer Ansatz an die Gewordenheit von Emotionen  
am Beispiel der Ohnmacht ..... 173

*Joschka Köck*

Performing Practiced Vulnerabilities. Eine performative  
Autoethnographie und ihre Folgen ..... 191

Inhalt	7
<i>Brigitte Hipfl</i>	
Solidarisch werden – affektive Dissonanzen, Affizierungen, Übersetzungen .....	201
<b>5 (Un)Mögliche Solidaritäten</b>	
<i>Kaja Kröger</i>	
Politik der Vagheit: Feministische Kritik als Habitusäußerung .....	211
<i>Johanna Leinius</i>	
Re-Existenz und Relationalität: Die widerständige Reproduktion des Lebens als feministischer Kampf .....	225
<i>Bontu Lucie Guschke</i>	
Solidarity Across Difference – Rethinking Transformational Critique from Black Feminist and Postcolonial Perspectives .....	237
<i>Brigitte Bargetz</i>	
Zu den (Un-)Möglichkeiten solidarischer Kritik .....	251
<b>6 Solidaritäten in der Praxis</b>	
<i>Carla Küffner und Katrin Feldermann</i>	
Von akademischem Aktivismus und der Sorge für sich selbst – ein digitaler Dialog .....	257
<i>Caroline Schmitt</i>	
Solidarische Emotionsräume. Zur Kunst der Solidarität .....	269
<i>Pauline Roeseling und Verena Kumpusch</i>	
Frauen*solidarität Wien – Feministisch-entwicklungspolitische Informations- und Bildungsarbeit. Gespräch mit Luisa Dietrich Ortega und Andreea Zelinka .....	293
Autor*innen .....	305

# Intersektionale Solidaritäten: Einleitung

*Kirstin Mertlitsch, Brigitte Hipfl, Verena Kumpusch  
und Pauline Roeseling*

## 1. Vorweg

Ugly Duckling @WhatIf „Wenn Ihr Laverne Cox und Chelsea Manning als #transgender akzeptiert, müsst Ihr #Saraswati als #transracial akzeptieren.“

Imperator Nadia mit Abstand bester Account @shehadistan „transracial ist für mich eine Liga mit trans-vermögend oder trans-berühmt: Es existiert nicht wenn es nicht existiert! Leute wie Saraswati müssen dringend aufhören, trans Menschen zu verhöhnen indem sie sich Begriffe für ihre problematischen Identitätskonstrukte aneignen!“

Julius Eisenhauer@Bismarckratte „Das habt ihr davon, wenn ihr anfangt, Geschlecht jeden Tag einfach neu zu wählen.“ #transracial

Joerg Scheller @joergscheller1 „Kommt nun die Ära von transrace?“ Die Antwort ist simpel: Es hat nie etwas anderes gegeben als „Transrace“. Klar umreissbare Identitäten, Rassen, Ethnien waren immer schon Fiktionen.“

Noel Parasan! @RechteStattRechts „Gender und Race sind nicht das Selbe.“ #transracial (Sanyal 2021: 152-153)

Dieser Chatverlauf aus dem Buch *Identitti* von Mithu Sanyal steht exemplarisch für die komplexe Frage: Was sind Identitäten? Eine einfache Antwort auf diese existentielle Frage ist im Text von Sanyal nicht zu finden. Der Roman handelt von einer Professorin, die an der Universität Düsseldorf im Studiengang „Intercultural Studies/Postkoloniale Theorie“ unter dem Namen Saraswati lehrt und sich dabei selbst als BIPoC identifiziert (Black, Indigenous and People of Color). Gleich am Beginn des Romans stellt sich heraus, dass Saraswati eigentlich Sarah Vera Thielmann heißt, aus Karlsruhe kommt und so weder Migrationserfahrung noch BIPoC-Geschichte vor- bzw. nachweisen kann. Sanyal pointiert in ihrem Roman, dass das Thema des Buches exemplarisch für die Konflikte steht, die aus den Fragen nach Identität und Identitätspolitik hervorgehen: „Ist Saraswati nun gar nicht Saraswati? Kann ein Mensch sich aussuchen, weiß, of Color oder Schwarz zu sein? Kann die individuelle Antwort eines Menschen hinsichtlich seiner Identität richtig oder falsch bewertet werden? Und allem voran steht die Frage: Wer hat darüber die Deutungshoheit?“ (Sanyal 2021: 360-361)

Eine Buchpräsentation von Identitti mit der Autorin Mithu Sanyal bildete den Auftakt der Online-Tagung *Apart – Together – Becoming With!* Gesellschaftskritische Geschlechterforschung als Beitrag zu einer Allianz für die Zukunft, die 2021 an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt stattfand. Diskutiert wurden Fragen der Identität, ein zentrales Thema im Kontext der Geschlechterforschung, und auch ein zentraler Bezugspunkt dieses Tagungsbandes, der sich mit gesellschaftskritischer Geschlechterforschung und möglichen Allianzen für die Zukunft auseinandersetzt: Inwiefern sind Allianzen und Solidaritäten in einem postidentitären Zeitalter möglich? Oder anders gefragt: Wie und welche (queerfeministischen) Bündnisse und Allianzen können geschlossen werden, wenn keine starren Identitätskonzepte – wie beispielsweise ein „Wir-Frauen“ – mehr bestehen? Sind Intersektionale Solidaritäten möglich? Und wo liegen Gemeinsamkeiten, Hürden und Potentiale solcher (queerfeministischen) Allianzen? Welche Möglichkeiten und Grenzen tun sich in intersektionalen Vergemeinschaftungs- und Solidaritätsprozessen auch im Sinne des Mit-Seins und Mit-Werdens auf – vor allem in Hinblick auf die aktuellen Krisen? Was ist das Verbindende solcher Solidaritäten und Allianzen?

Eine mögliche Antwort zu dieser Frage gibt Sanyal am Ende ihres Romans, indem sie den theoretischen Ansatz der „Verletzlichkeit“ von Judith Butler aufgreift:

[W]as uns alle verbindet, [ist] unsere Verletzlichkeit ... Menschsein heißt Verletzlichkeitsein. Aber wir sind nicht nur im Schmerz vereint, wir sind auch in der Liebe vereint. Im Interesse aneinander, in Empathie und Anteilnahme. Wir alle sind dadurch alle. Wir alle sind viele. Wir alle sind alle Geschlechter, alle races, alle Klassen, alle Kasten, wir alle sind ganz unreligiös das Wunder der Schöpfung, und als solches sollten wir zwischendurch ab und zu innehalten und den Schauer der Ehrfurcht vor unserer komplexen Existenz verspüren. (Sanyal 2021: 416-417)

Sanyal spricht die Komplexität unserer Existenzen an und macht deutlich, dass wir durch verschiedene soziale Dimensionen wie Geschlecht, Rassifizierung, Ethnisierung Klassen, Kasten, Religion etc. mitbestimmt werden. „Wir alle sind durch alle“ und „wir alle sind viele“. Wir sind durch Verletzlichkeiten und durch Abhängigkeiten miteinander verbunden, die aber oft nicht entsprechend wahrgenommen und als existenzielle Voraussetzung anerkannt werden. Die Vielschichtigkeit und Komplexität von Existenzweisen und deren Diskriminierungen, die die Autorin thematisiert, werden in der aktuellen Geschlechterforschung als Intersektionalität nach Kimberlé W. Crenshaw (1989) bezeichnet. Intersektionalität bedeutet, dass verschiedene Diskriminierungsdimensionen nicht voneinander isoliert, sondern in ihren Verwobenheiten betrachtet werden. Intersektionalität wird somit zum Dreh- und Angelpunkt der Frage, wie Gemeinsamkeiten trotz Differenzen hergestellt werden können. Die Beiträge in diesem Buch diskutieren die Potenziale, Herausforderungen und Spannungsfelder queerfeministischer, antirassistischer und intersektionaler Bündnisse in ihren lokalen, regionalen und globalen Verbundenheiten.

## Danksagung

Dieses Buch wäre ohne Interesse des Budrich Verlags an der Tagung *Apart – Together – Becoming With!* und der Anfrage für einen Tagungsband nicht entstanden. Wir bedanken uns daher beim Budrich Verlag, insbesondere bei Vivian Sper und Philip Bergstermann.

Vor allem bedanken wir uns bei allen Autor\*innen für die professionelle und kollegiale Zusammenarbeit. Dank gilt auch dem Tagungsteam, insbesondere Gabriele Dietze und Claudia Brunner, Noreen Schneiders und Marco Messier sowie Pauline Roeseling, die auch die Publikation von Anfang an betreut hat. Nicht zuletzt möchten wir uns bei unserer Lektorin Brigitte Geiger, bei Malina Mertlitsch für die Covergestaltung und bei allen Fördergeber\*innen bedanken, die im Impressum gesondert aufgeführt sind.

## 2. Ausgangspunkte und Kontexte

Einleitend werden Elemente intersektionaler Solidaritäten befragt und dabei Zugänge für ein solidarisches Miteinander aus einer queerfeministischen und genderspezifischen Perspektive diskutiert, die den Ausgangspunkt für Solidaritäten nicht mehr in einer weltweiten Frauen\*- oder Geschlechtsidentität verankern. Diese Skizzierung intersektionaler Solidarität behandelt das Thema aus historischen und gegenwärtigen Perspektiven und stellt Bezüge zu den Texten dieses Sammelbandes her. Dabei orientiert sich der Aufbau am Titel der Tagung *Apart – Together – Becoming With!*. In einem ersten Schritt wird thematisiert, dass sich Intersektionale Solidarität in einem Spannungsfeld zwischen Unterschieden und Gemeinsamkeiten („Apart-Together“) und Identitätspolitik und Dekonstruktion bewegt. Daran anschließend werden im zweiten Abschnitt Beweggründe für Solidaritäten, die vor allem durch verschiedene Emotionen und Affekte hervorgerufen werden, besprochen. Im dritten Abschnitt („Becoming With“) wird gezeigt, dass Solidaritäten keine gleichbleibenden Bündnisse sind, sondern sich transformieren, und ein „Solidarisch Werden“ Möglichkeiten eröffnet, sich selbst und die Beziehungen zu anderen zu verändern.

## 2.1 *Apart – Together: Intersektionale Solidaritäten im Spannungsfeld von Gemeinsamkeiten und Unterschieden*

Fragen nach Gemeinsamkeiten, oder anders ausgedrückt, die (Un-)Möglichkeiten der Solidarisierung unter Frauen\* wurden in feministischen Debatten bereits seit Beginn der Frauen\*bewegungen problematisiert. So hat Mitte des 19. Jahrhunderts die US-amerikanische Abolitionistin, ehemalige Sklavin und Frauenrechtlerin Sojourner Truth in einer Frauenrechtskonvention in Ohio die berühmte Rede „Ain’t I a woman?“ („Bin ich etwa keine Frau?“) gehalten, in der sie weiße Frauenrechtlerinnen aufgefordert hat, sich solidarisch für die Rechte Schwarzer Frauen einzusetzen. Truth kritisierte, dass die Frauen\*bewegung nur für die Forderungen weißer privilegierter Frauen\* einstand und die Doppel- und Mehrfachdiskriminierungen, von der Schwarze Frauen betroffen sind, außer Acht ließ (Kelly 2019: 10).

Ab den 1960er Jahren wird für feministische Solidarität zunehmend die Metapher der „Sisterhood“, der „Schwesterlichkeit“ – im Gegensatz zur Brüderlichkeit – verwendet und zugleich kritisiert. Die „Global Sisterhood“, als weltweite Frauensolidarität, wird von relevanten BiPoC-Theoretiker\*innen wie bell hooks, Chandra Mohanty oder Gayatri Spivak hinterfragt, weil sie ein feministisches „Wir“ ablehnen, dass von einem geteilten Opferstatus und gleichen patriarchalen Unterdrückungserfahrungen ausgeht, dabei aber oft eine eurozentrische oder westliche Perspektive („Aus westlicher Sicht“, Mohanty 1988) einnimmt. Damit veränderte sich das hegemoniale Verständnis der Frauen\*solidarität als imaginierte einheitliche feministische Solidargemeinschaft (siehe Roeseling und Kumpusch in diesem Band). Sie begründet sich demnach nicht mehr auf einer gemeinsamen Identität, sondern setzt sich vielmehr aus verschiedenen partikularen Standpunkten zusammen, wie Mohanty (2003) argumentiert. Als prominente Vertreter\*innen von Identitätspolitik, die *avant la lettre* Intersektionalitätsfragen thematisierten, sind ebenso das Combahee River Collective (1983), Gloria Anzaldúa (1987) und Cherrié Moraga (1983) oder Vertreter\*innen der Standpunkttheorien wie Patricia Hill Collins (1990) zu nennen.

Trotz Kritik an einer „Global Sisterhood“ streben Theoretiker\*innen wie Mohanty und hooks feministische Solidaritäten an, die aber auf Pluralität und Verschiedenheit beruhen, und bezeichnen diese als „common differences“ (Mohanty 2003) oder als „political solidarity“ (hooks 1997). hooks schreibt: „We can be sisters united by shared interests and beliefs, united in our appreciations for diversity, united in our struggle to end sexist oppression, united in political solidarity“ (hooks 1997: 500). Und Mohanty fasst ihr Konzept der „common differences“ folgendermaßen zusammen:

„A transnational feminist practice depends on building feminist solidarity across the divisions of place, identity, class, work, belief, and so on. In these very fragmented times it is both very difficult to build these alliances and also never more important to do so. Global capitalism both destroys the possibilities and also offers up new ones“ (Mohanty 2003: 250).

In hooks und Mohantys Ansätzen sind zentrale intersektionale Aspekte angelegt, die die Pluralität unter Frauen hervorheben und trotzdem um gemeinsame Solidaritäten ringen. Ihr Ansatz kann als intrakategorialer Zugang (Mc Call: 2005) verstanden werden, der die Binnendifferenzen unter Frauen\* reflektiert und dennoch auf ein kollektives feministisch-solidarisches Handeln abzielt.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurden diese theoretischen Zugänge zu Solidaritäten, Gemeinschaften und Bündnissen aus queerfeministischen und genderspezifischen Blickwinkeln gerade in Hinblick auf Identitäts- und Intersektionalitätsfragen weiter ausdifferenziert. Intersektionale Zugänge haben den Anspruch, sich mit unterschiedlichen Positionen auseinanderzusetzen, um Diskriminierungsformen sichtbar zu machen. Gleichzeitig wird Intersektionalität zunehmend zu einem Buzzword und einer Habitusäußerung, die für den richtigen Feminismus stehen (siehe Kröger in diesem Band). In diesen Kontext ist dieses Buch eingebettet, das nach möglichen Solidarierungen trotz unterschiedlicher Standpunkte fragt, ohne dass Intersektionalität zu einer leeren Formel wird. Solidaritätsfragen finden sich in einem Spannungsverhältnis von Gemeinsamkeiten und Unterschieden oder Identitätspolitik und der Dekonstruktion eines (essentialistischen) Identitätsverständnisses (u.a. Bargetz 2019; Hark 2015; Lorey 2020; Susemichel 2021; Perko/Czollek, Guschke, Zöhrer in diesem Band).

So schreibt etwa Isabell Lorey in ihrem jüngsten Buch *Demokratie in Präsenz* (2020), dass gegenwärtige queerfeministische Kämpfe und Streiks „kein vereintes Subjekt“ brauchen, sondern von nicht-identitären Verbundenheiten und Affizierungen ausgehen und sich als anti-rassistisch, anti-imperialistisch, anti-heterosexistisch und anti-neoliberal verstehen (Lorey 2020: 19). Ebenso von nicht identitätslogischen Bündnispolitiken gehen Gudrun Perko und Leah Carola Czollek in ihrem Konzept des „Verbündet-Seins“ aus (in diesem Band), verweisen aber auch auf die Grenzen von Allianzen. Sie halten fest, dass Verbündet-Sein keiner identitätslogischen oder identitätspolitischen Gemeinsamkeiten bedarf, vielmehr würde das Verbindende im Aufbegehren gegen jede Form von Diskriminierung liegen. Gleichzeitig kann es aber zu Verhinderungen von Bündnissen kommen, wenn im „Wir diskriminierend gegen andere vorgegangen wird“ (Perko/Czollek in diesem Band).

In weiteren aktuellen Beiträgen zu neuen Formen von Solidaritäten werden ebenso Identitätslogiken hinterfragt. Sabine Hark, Rahel Jaeggi, Ina Kerner, Hanna Meißner und Martin Saar (2015) setzen sich mit Solidaritäten auseinander, die weder auf bestehenden Interessen noch auf eindeutigen Identitäten oder auf Vorausgesetztem basieren. Solidaritäten würden durch gemein-

same Formen von Kooperationen, wechselseitige Verantwortung und Praktiken und Beziehungen entstehen, deren Bezugspunkt erst hergestellt werden muss: „den wir erst teilen müssen, um ihn zu erfahren“ (Hark et al. 2015: 103). Eine ähnliche Perspektive nehmen Brigitte Bargetz, Alexandra Scheele und Silke Schneider in Hinblick auf Solidaritäten ein, die sie als umkämpfte Praxis interpretieren: „Mitnichten gibt es das eine gemeinsame Interesse, den einen gemeinsamen Kampf für die eine gemeinsame gute Sache. Vielmehr sind Idee und Praxis der Solidarität umkämpft“ (Bargetz et al. 2019: 10). Die Auseinandersetzung und der Streit um Solidarität, so die Theoretiker\*innen, würden erst ein gemeinsames politisches Handeln ermöglichen und würden das Fundament für die Überwindung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen bilden (Bargetz et al. 2019: 23). In ihrem Kommentar „Zu den (Un-)Möglichkeiten solidarischer Kritik“ (in diesem Band) greift Bargetz die Frage wieder auf, wie Kritik und Solidarität zusammengedacht werden können. Ebenso identitätskritisch ist das Konzept der „Unbedingten Solidarität“ von Lea Susemichel und Jens Kastner (2021), das sich als radikale Solidarität versteht und die Idee der „groundless solidarity“ (Elam 1994) weiterdenkt. Verschiedenheit, „Grundlosigkeit“ und nicht geteilte Erfahrungen werden zum Ausgangspunkt eines kollektiven Handelns. Unbedingte Solidarität wendet sich, nach Susemichel und Kastner, gegen essentialistische Grundlagen, aber nicht gegen emanzipatorische Identitätspolitiken, die solidarische Praktiken erweitern würden (Susemichel/Kastner 2021: 39).

Demgegenüber stehen identitätspolitische Positionen innerhalb von Solidaritäten, wie etwa die Beiträge von Bontu Lucie Guschke und Michaela Zöhler (in diesem Band). Erst ein Solidaritätsverständnis, das Differenzen betont, würde Macht- und Herrschaftsverhältnisse und Diskriminierungsformen nicht verschleiern. Guschke re-aktualisiert die Perspektiven des Black Feminism in Anlehnung an Chandra Mohanty, Patricia Hill Collins und bell hooks und knüpft an den Zugang eines Solidaritätsverständnisses „across difference“ an. Sie moniert, dass zu schnell schwarze feministische Theorien und Herrschaftsverhältnisse unsichtbar gemacht und vereinnahmt wurden. Guschke versteht Differenz allerdings nicht in einem essentialistischen Sinne, sondern als durch Herrschaftsverhältnisse hervorgebrachte Unterschiede, die die verschiedenen Erfahrungen schwarzer Frauen in Hinblick auf Solidaritäten deutlich machen. Auch Michaela Zöhler setzt sich in ihrem Beitrag für eine Identitätspolitik in Zusammenhang mit Solidaritäten ein. Sie schreibt in Anlehnung an Silke van Dyk (2019), dass Identitätspolitik als eine Politik der Antidiskriminierung und Herrschaftskritik Partei ergreift für marginalisierte Gruppen, denen der existenzielle Subjektstatus verwehrt bleibt und somit nicht in Widerspruch zu Solidaritätskonzepten in Differenzen steht. Für Zöhler befördern Identitätspolitiken ein Verbunden-Sein bzw. Verbunden-Werden in Unterschieden und ihnen käme „in sozialer Bewegungspraxis die Aufgabe zu, kritisch zu (hinter-)fra-

gen, wie (sich) Herrschaftsverhältnisse [...] auch in den eigenen Reihen auswirken“ (Zöhrer in diesem Band).

In den verschiedenen Zugängen zu gegenwärtigen intersektionalen Solidaritäten fällt auf, dass große Ungenauigkeit darin besteht, wie Identitätspolitik aufgefasset werden, nämlich als essentialistische oder als nicht-essentialistische soziale Positionierungen. Oft besteht zwischen diesen unterschiedlichen Herangehensweisen nicht unbedingt ein Widerspruch, wenn klar ist, dass Differenzen auf eine Gewordenheit durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse rekurren und nicht auf einen stabilen Identitätskern. Soziale Positionierungen sind veränderbar, machen aber ebenso machtbedingte Unterschiede sichtbar. Intersektionale Solidaritäten ereignen sich im Spannungsverhältnis zwischen partikularen und gemeinsamen Interessen bzw. im Ringen um Verbundenheit trotz Differenzen. Dabei zeigt sich, dass der Bezugspunkt der Solidaritäten nicht vorausgesetzt werden kann, sondern immer erst neu geschaffen werden muss. Der Prozess des Solidarisch-Werdens entsteht dabei nicht allein durch solidarische Anliegen, die rational begründet sind, sondern verläuft auch auf einer affektiven Ebene der Verbundenheit.

## **2.2 Von affektiven Kampfsolidaritäten und intersektionalen Solidaritätsgefühlen**

Solidaritäten beinhalten daher – neben politischen – auch affektive Dimensionen. Solidarität habe ein ungeklärtes Verhältnis zu Begriffen wie „Sympathie“, „Menschenliebe“, „Wohllollen“, „Gemeinsinn“ und Loyalität, meint Kurt Bayertz (Bayertz 1998: 11). Ähnliches vertritt die Philosophin Véronique Munoz-Dardé, die solidarische Brüderlichkeit mit Gefühlen gemeinschaftlicher Bindung, Sorge, Altruismus und Gemeinschaftssinn in Beziehung setzt (Munoz-Dardé 1998: 146f.). Solidaritätsgefühle können auf unterschiedliche Weise empfunden werden und drücken dabei verschiedene ethische, politische und kämpferische Haltungen aus, die von einem identitätslogischen bis hin zu einem „grundlosen“ oder entsolidarisierten Gefühlsspektrum reichen.

In Gender-Kontexten kann beobachtet werden, wie sich queerfeministische solidarische Gefühlslagen im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert haben, wie sie sich re-aktualisieren, überlagern und neu empfunden werden können. Die Anrufung der „Sisterhood“ (u.a. Morgan 1970) bzw. der feministischen Schwesternschaft der zweiten Frauen\*bewegung drückte gefühlte Solidarität in verwandtschaftlicher und identitärer Verbundenheit aus und exkludierte dabei – wie schon zuvor angesprochen – die „Sister Outsider“ (Lorde 2021). Deborah Gould spricht im Zusammenhang mit sozialen Gruppen von einem „emotionalen Habitus“, der spezifische, habitusbedingte Gewohnheiten im Denken, Handeln und Fühlen einnimmt:

With the term emotional habitus, I mean to reference a social grouping's collective and only partly conscious emotional dispositions, that is, members' embodied, axiomatic inclinations toward certain feelings and ways of emoting. By directly affecting what people feel, a collectivist's emotional habitus can decisively influence political action, in part because feelings play an important role in generating and foreclosing political horizons, senses of what is to be done and how to do it. (Gould 2009: 32)

Der hegemoniale emotionale Habitus der „Schwesterlichkeit“, der Ausdruck für ein identitäres „Wir-Frauen“ sein kann, bestimmte oft politische Strategien, Imaginationen und Bündnisse westlicher Feminismen. Weiters kann Frauen\*solidarität im Sinne von Bayertz auch als Kampfsolidarität gelesen werden, als „nicht nur exklusiv (insofern sie Individuen mit anderen Zielen und Interessen ausschließt), sondern auch als konfliktthaft“ (Bayertz 1998: 41). Zu den Voraussetzungen der Kampfsolidarität zählt die Identifikation der Mitglieder einer Gruppe, die sich untereinander emotional verbunden fühlen sowie eine Gemeinschaft bilden (ebd.) und gegen einen Gegner ankämpfen.

Neben dem emotionalen Habitus der „Schwesterlichkeit“ bestehen geteilte intersektionale und queerfeministische Gefühlslagen wie etwa Wut und Ohnmacht, die eben nicht-essentialistisch identitär begründet sind und sich gegen diverse – auch intersektionale – Unterdrückungsverhältnisse und Diskriminierungen wenden. In ihrem Aufsatz „Vom Nutzen der Wut“ konzipiert Lorde (2021) Wut als eine Befreiungsemotion, die weder Ausdruck einer individuellen Interessenlage noch im Gegensatz zur Rationalität steht. Lordes Wut richtet sich insbesondere gegen die Ignoranz weißer, privilegierter Frauen\* und Feminismen – also gegen den emotionalen Habitus der weißen Schwesternschaft – und deren internalisierten Rassismen. Dabei versteht Lorde Wut nicht als destruktiv und spaltend, sondern als Zeichen des Wachstums und der Veränderung innerhalb der eigenen Community, v.a. um gemeinsam solidarisch handeln zu können:

Aus der vielgestaltigen weiblichen Wut lässt sich eine Menge lernen, denn unsere Unterschiede verleihen uns Macht. Wut unter Gleichgesinnten ist Antrieb zum Wandel, nicht zum Zerwürfnis; durch das Unbehagen und das Verlustgefühl, das sie manchmal auslöst, entwickeln wir uns. (Lorde 2021: 23)

Mit einem feministisch-phänomenologischen Ansatz analysiert Mareike Kajewski (in diesem Band) eine andere zentrale queerfeministische und intersektionale Gefühlslage, nämlich die der Ohnmacht als Emotion in ihrer Gewordenheit, die zu gemeinsamen Handeln und zur Veränderung bewegen kann:

Feministische Kämpfe bestanden immer auch darin, Räume und Orte zu schaffen, in denen diese Ohnmachtsgefühle geteilt, systematisch aus den Gesprächen und Analysen heraus mit den Unterdrückungsstrukturen in Verbindung gebracht und schließlich neue kollaborative Formen politischen Handelns gefunden wurden, um die Verhältnisse zu verändern.

Die Emotion Ohnmacht kann, wie Kajewski erläutert, auf patriarchal-rassistische Strukturen zurückgeführt werden und bedeutet somit eine gemeinsame Welterfahrung. Genau darin liege nach Kajewski die Möglichkeit eines gemeinsamen politischen Handelns.

Diese (gemeinsamen) Gefühlslagen müssten jedoch, um politisch produktiv zu werden, erst in ein solidarisches Handeln übersetzt werden, wie Brigitte Hipfl darlegt. Sie bezieht sich (in diesem Band) u. a. auf ein nicht-identitätspolitisches Konzept, nämlich das der affektiven Solidaritäten von Clare Hemmings (2012), das Verbundenheit als etwas, das aus affektiver Dissonanz erwächst, begreift. Dieser theoretische Ansatz bezieht sich, so Hipfl, auf das „innerlich bewegende Gefühl einer Diskrepanz zwischen dem verkörperten Gefühl von sich selbst und dem Leben, das aufgrund soziokultureller Normen, Konventionen, Zuschreibungen und Erwartungen möglich ist.“ Affektive Dissonanzen können sich in unterschiedlichen Emotionen zeigen – als Wut wie bei Lorde oder als Ohnmacht wie bei Kajewski, aber auch als Depression, Frustration, Hoffnungslosigkeit – und zum Antrieb affektiver Solidaritäten werden. Für Solidaritäten sind Affekte ein wesentlicher Ausgangspunkt, wenn nicht sogar der wesentliche Beweggrund, um überhaupt politisch solidarisch zu handeln.

Diese intersektionalen solidarischen Verbundenheiten rekurrieren nicht mehr auf eine identitätslogische Gefühlslage wie etwa die des *feministischen Wirs*, sondern auf eine Gefühlsstruktur, die durch diverse soziale Ungleichheiten und durch intersektionale Machtverhältnisse entstehen kann. Sogenannte „solidarische Emotionsräume“ können Ausdruck für solche intersektionalen Gefühlslagen werden. Damit sind Räume gemeint, in denen unterschiedliche Akteur\*innen Gefühlslagen wie etwa Leid und Gewalterfahrungen mit nicht-betroffenen Personen teilen und dabei solidarische Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Herkunft hergestellt werden. Caroline Schmitt (in diesem Band) beschreibt „solidarische Emotionsräume“ anhand von Artivismus-Veranstaltungen, einer Schnittstelle zwischen Aktivismus und Kunst, in denen unterschiedliche Personen aufeinandertreffen und intersektionale Solidaritätsgefühle entstehen. Dietze, Haschemi und Michaelis bezeichnen solidarische Verbindungen dieser Art als „intersektionale Seinsweisen“, als Formen des politischen Zusammenseins, ohne auf eine Identitätslogik zu rekurrieren (Dietze et al. 2020). Die Verbundenheit mit anderen kann sich durch unterschiedliche solidarische intersektionale Gefühlslagen äußern, kann aber noch grundlegender durch das Wissen einer existenziellen Angewiesenheit und Abhängigkeit von anderen geschehen.

### 2.3 Becoming with – intersektional solidarisch werden

Verbundenheit kann nach Judith Butler als Interdependenz, als Abhängigkeit jeder\*jedes Einzelnen, und damit als existenzielle Bedingung gelesen werden. Butler versteht darunter die Tatsache „dass wir immer schon, von Anfang an, von einer Welt der anderen abhängig sind, dass wir in und von einer sozialen Welt konstituiert werden“ (Butler 2016: 133). Menschen sind demnach aufeinander angewiesen, und Bündnisse ereignen sich daher auf einer Basis der Anerkennung von Verletzlichkeiten und wechselseitiger Abhängigkeit. Ähnliches meint der Begriff der „Re-Existenz“, der im lateinamerikanischen feministisch-indigenen Aktivismuskontext verwendet wird (Leinius in diesem Band). „Re-Existenz“ bedeutet ein Daseinsverständnis, das die Verbundenheit und Verwobenheit von Körpern, Territorium und reproduktivem Leben ausdrückt und sich gegen Extraktivismus, also der Ausbeutung der Natur, wendet und für ein gutes Leben einsetzt. In diesem Kontext kann Solidarität als Daseinsbegriff verstanden werden (Bargetz et al. 2019: 17).

Gundula Ludwig verweist in ihrem Kommentar zum Konzept der „Hege-  
monie(selbst)kritik“ (in diesem Band) auf die unhintergehbare Relationalität von Menschen. Sie bezieht sich dabei ebenso auf Judith Butler und Audre Lorde und argumentiert, dass die „Grundlage der feministischen Politik sein müsse, das weiß-eurozentrische, androzentrische, heteronormative, ability-zentrierte Phantasma zu überwinden, demzufolge Subjekte autonome Monaden seien, die getrennt voneinander leben würden“ (siehe auch die Beiträge von Joschka Köck und Karin Schönplflug in diesem Band). Ludwig pointiert, dass an die Stelle abgetrennter Subjekte die Anerkennung fundamentaler Relationalität tritt, die auch grundlegend für jegliche Form von Bündnispolitiken ist, die dabei jedoch Differenzen weder nivellieren noch essentialisieren. Donna Haraway und Vertreter\*innen des New Materialism und des kritisch-feministischen Posthumanismus (u.a. Braidotti 2014; Bennet 2020) gehen ebenso von einer fundamentalen Relationalität bzw. von einer relationalen Ontologie aus und verstehen Sein als einen Prozess von intersektionalen Verbindungen und Vernetzungen über menschliche Beziehungen hinaus. Haraway konzipiert eine prozesshafte Ontologie, die sie als Sympoiesis bezeichnet. Sympoiesis steht für ein gegenseitiges Konstitutionsprinzip, in dem Menschen-Tiere-Pflanzen-Technik und andere Wesen in Beziehung stehen und sich gegenseitig hervorbringen. Dieses gegenseitige Mithervorbringen bezeichnet Haraway als „Making With“ (Haraway 2018: 85). D.h., Körper stehen in Interdependenzen mit anderen Körpern und Kräften, werden von diesen affiziert und modifizieren sich dabei (Bennett 2020: 57). Das Bewegt-Werden von anderen verdeutlicht einen Prozess des Mit-Werdens oder „Becoming With“, auch in Solidaritätsprozessen. Haraway findet für ihr Konzept der Sympoiesis unterschiedliche Begrifflichkeiten, die diesen transformativen Prozess